

# „AUFERSTANDEN AUS RUINEN“ – SPRACHLICHE ERBSTÜCKE AUS SCHWIERIGEN ZEITEN

Festvortrag für Gerhard Stickel zum 70. Geburtstag\*

von Hartmut Schmidt

## Einführung

Als ich hier zum ersten Mal stand, hingen in Mannheimer Bäckereien Pappschilder, auf denen zu lesen war: „Hurra, die Berliner sind da. Das Stück zu 30 Pfennig!“ Ich habe das damals für eine besonders freundliche Begrüßung der mehr als 20 Berliner Mitarbeiter des gerade aufgelösten Berliner Zentralinstituts für Sprachwissenschaft gehalten, auch wenn der Preis etwas untertrieben war. Dass wir damals überhaupt nach Mannheim kommen konnten, hatten wir ganz wesentlich Gert Stickel und seinen Mitstreitern an der IDS-Spitze, dem Präsidenten Siegfried Grosse und dem Mitdirektor Rainer Wimmer, zu verdanken. Ich freue mich, dass ich unseren Dank heute hier auch vor Ihren Ohren wiederholen darf. Ihr gemeinsamer Entschluss, das IDS für Mitarbeiter des Berliner ZISW zu öffnen, hat uns die fachliche Weiterarbeit ermöglicht und war für die alten IDSler zumindest auch deshalb interessant, weil die personelle Erweiterung eines der wichtigsten Argumente für den Umzug des IDS aus den Obergeschossen der Tankstelle in der Friedrich-Karl-Straße in dieses schöne Gebäude hier in R 5 war. Erinnern möchte ich bei dieser Gelegenheit aber auch an Dieter Viehweger, der in der entscheidenden Phase die Berliner Seite in den Gesprächen mit dem IDS vertreten hat. Als ich nach Viehwegers viel zu frühem Tod zum Direktor des ZISW gewählt wurde, war nur noch die „Abwicklung“ des Akademie-Instituts, darunter auch die Abwicklung längst getroffener Verabredungen zwischen IDS und ZISW zu sichern.

Ich möchte die heutige Gelegenheit nutzen, Ihnen zu demonstrieren, welches unkontrollierte Gut wir Berliner damals in unseren Köpfen mit uns führten: sprachliche „Errungenschaften“, schöne und hässliche. Die DDR liebte Errungenschaften, solche und solche. „Auferstanden aus Ruinen“ ist die deutsche Sprache im 20. Jahrhundert allerdings mehrmals. Ein Gesamtbild sprachlicher Errungenschaften des vergangenen Jahrhunderts entwerfen zu wollen, wäre vermessen, deshalb die im Thema angekündigte Konzentration auf ganz wenige ausgewählte Erbstücke.


Wer sich auf Fragen der neueren Sprachgeschichte einlässt, macht leider sehr schnell zwei Erfahrungen:

- (1) Wir irren uns ohne die Benutzung guter Korpora und Wörterbücher allzu leicht, wenn es um historische Zuschreibungen geht.
- (2) Unser Sprachgebrauch hat, so sehr sich manche Sprachkritiker das wünschen, wenig mit politischer Moral, aber viel mit unserem oft etwas problematischen Sprachgedächtnis und einem verbreiteten

## IMPRESSUM

Herausgeber: Institut für Deutsche Sprache, Postfach 101621,  
68016 Mannheim.

Internet: <http://www.ids-mannheim.de>

Mitglied der 

Redaktion: Annette Trabold (Leitung),  
Heidrun Kämper, Horst Schwinn, Eva Teubert  
Redaktionsassistent: Jens Gerdes, Neda Radkhov  
E-Mail: [sprachreport@ids-mannheim.de](mailto:sprachreport@ids-mannheim.de)

Satz & Layout: Claus Hoffmann (IDS)  
Belichtung & Druck:  
Morawek, 68199 Mannheim  
gedruckt auf 100% chlorfrei gebleichtem Papier  
ISSN 0178-644X

Auflage: 2000, Erscheinungsweise: vierteljährlich  
Jahresabonnement: 10,- EUR Einzelheft: 3,- EUR  
Bezugsadresse: Institut für Deutsche Sprache,  
Postfach 10 16 21, D- 68016 Mannheim  
Tel. +49(621) 1581-0

### In eigener Sache – an die Autoren:

Wir bitten Sie, Ihre Beiträge als WINWORD oder RTF-Datei im Anhang per E-Mail zu schicken an:

[sprachreport@ids-mannheim.de](mailto:sprachreport@ids-mannheim.de) oder auf Diskette.

Bitte wählen Sie dazu folgendes Disketten-Format:

3.5 Zoll, WINDOWS-formatiert.

NICHT bearbeiten können wir:

– 5.25 Zoll-Disketten,

– MAC-formatierte Disketten.

Die Texte sollten **nicht** mit komplizierten Layouts und **ohne** Formatvorlage erstellt sein, die Formatvorlagen erstellen wir.

Der SPRACHREPORT wird mit **InDesign CS2** erstellt.

Mangel an Sprachreflexion zu tun. Für beide Behauptungen ein paar Beispiele:

Beispiele für sprachhistorisches Glatteis:

Ich versuche, einen obrigkeitlichen DDR-Satz selbst zu formulieren: „Die **Volkskammer** beschloss, die **Volkspolizei** werde künftig die **Errungenschaften** der **Werkstätigen** in der **Halbleiter**-Industrie noch wirksamer schützen“. Man erkennt leicht, dass hier nicht das einzelne Wort, sondern ihr Zusammenklang und ihre Prägung durch einen zeittypischen Ost- oder West-Gebrauch einem Satz sein eindeutiges Kolorit verleiht:

Politisch interessante **Errungenschaften** kennt die Neubearbeitung des Deutschen Wörterbuchs der Brüder Grimm (<sup>2</sup>DWB) nämlich schon seit dem Jahr 1848. Das Wort **Halbleiter** hat schon Goethe gebraucht, und zwar ganz ähnlich wie wir, für einen „Stoff eingeschränkter elektrischer Leitfähigkeit“ (GWB). Die Bezeichnung **Volkskammer** für ein gewähltes Parlament gehörte bereits 1848/49 zum Wortschatz der Demokraten (Wigard, S. 6211). Eine **Volkspolizei** hat sich zuerst 1926 ein Berliner Polizeipräsident gewünscht (Büchmann 1994, S. 511). Die **Werkstätigen** werden schon seit dem Ersten Weltkrieg gelegentlich so bezeichnet, in den zwanziger Jahren wurde die politische Bedeutung fest (Belege von 1916 und 1921 im DWDS).

Nun auch ein Westbeispiel: Der Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger hat 1969 die DDR keinen „Staat“, sondern ein **Gebilde** genannt, eine sofort umstrittene Formulierung (ND 5.6.1969, S. 7). Ob er sich als Jurist, Journalist und seit 1940 Mitarbeiter im Reichsaußenministerium daran erinnern konnte, dass der Reichskanzler Hitler diesen Ausdruck in seiner Reichstagsrede vom 6. Oktober 1939 gleich dreimal auf das soeben besetzte Polen, „ein sogenanntes Staatswesen“, angewandt hatte? (Erhard Klöss (Hg.) (1967), Reden des Führers. München: dtv, S. 221, 235).

Historische Überraschungen begegnen auch im Reich der Formulierungen: In Wielands „Oberon“ (3. Gesang, Strophe 17) finden wir den Vers „den Degen hoch, die Augen zugeschlossen“. Welcher Deutsche, der die Nazizeit miterlebt hat, denkt da nicht an die Parteihymne

der NSDAP? Hat etwa der SA-Mann und Pfarrerssohn Horst Wessel auf dem Gymnasium Wieland gelesen? Aber auch der im Titel genannten Zeile aus der DDR-Hymne gehen ähnliche Formulierungen voraus. In den deutschen „Amtlichen Kriegs-Depeschen“ des Ersten Weltkriegs (4. Band, Berlin 1916, S. 1214) lesen wir in der Antwort des belgischen Außenministers auf eine englisch-französisch-russische Erklärung vom 16.2.1916: „Belgien wird aus seinen Ruinen wieder auferstehen“. Auch Johannes Robert Becher hat für seine Hymne „Auferstanden aus Ruinen“ offenbar gängige Versatzstücke geprägter Formulierungen genutzt.

Sprachmoral:

Hier nur ein einziges etwas älteres Beispiel für die schnelle Neutralisierung unserer Sprachmoral. Als die deutschen Truppen im Ersten Weltkrieg noch voranrückten, begann auch die bis in den Zweiten Weltkrieg anhaltende Gebrauchsgeschichte der Formel „**fest in (deutscher) Hand**“ und ihrer Varianten. Gemeint waren frisch eroberte Gebiete des militärischen Gegners:

- unsere Stellungen blieben fest in unserer Hand (1915, Amtliche Kriegs-Depeschen 2, Berlin 1915, S. 452),
- der Hartmannsweilerkopf [...] ist seitdem fest in unserer Hand (1915, ebd. S. 571),
- das Land Ober-Ost ist heute fester denn je in deutscher Hand (1917, Das Land Ober-Ost, Stuttgart und Berlin 1917, S. 9),
- Stadt und Hafen von Kertsch fest in deutscher Hand (1942, Die Wehrmachtsberichte 1939-1945, Band 2, Köln 1989, S. 119).

Die Formel „fest in deutscher Hand“ wurde zum Sprachklischee, aber im Gebrauch der Formel neutralisierte sich ihre militärische, nationale oder nationalistische Prägung. Das Formelmuster hat inzwischen längst seine ursprüngliche Konnotation verloren. Heute sagen uns die Belege<sup>1</sup>, dass alles Mögliche fest in amerikanischer, asiatischer, bayrischer, brasilianischer, britischer, englischer, europäischer, französischer, japanischer, kaukasischer, kolumbianischer, Ostberliner, Pfälzer, römischer, russischer, vietnamesischer, auch

Westberliner und sogar in Schriesheimer Hand ist, in Schriesheimer Hand übrigens etwas sehr Menschenfreundliches, ein dort organisierter Hilfstransport für weit entfernte Notleidende. Die ursprünglich nur geografisch variierte Musterformel ist seit vielen Jahren auch für andere Hände geöffnet. Manche Dinge sind deshalb nun fest in anthroposophischer, bürgerlicher, heidnischer, islamischer, kommunistischer, königsblauer, konservativer, männlicher, närrischer, privater, rechter, sozialdemokratischer, staatlicher, touristischer, weiblicher oder weißblauer Hand.

Sollen wir noch kritisch einwenden, das sei doch eine eigentlich aggressive, okkupationistische deutsche Kriegssprache? Wir kämen zu spät. Sprachliche Konnotationen sind eine Frage der Zeit, sie nutzen sich ab und werden unkenntlich.

Ich will keinesfalls der Gleichgültigkeit in Sprachfragen das Wort reden, vermutlich denken die meisten in diesem Raum ähnlich. Aber die Tatsache, dass sich vor unseren kritischen oder unkritischen Augen und Ohren ständig Neutralisierungsprozesse historischer Konnotationen vollziehen, können wir nicht aus der Welt schaffen.

## Das Erbe des NS-Staates

Ich nenne sechs Wörter und drei Formeln. Jedes Exemplar ist mit interessanten Belegen in modernen Korpora vertreten. Als Wortbeispiele werden nur solche angeführt, bei denen eine kritische Anspielung auf den Nazigebrauch nicht beabsichtigt zu sein scheint.

Wörter:

ARBEITSDIENST: Eine Autorin der „Zeit“ forderte 1996, „man solle die Sozialhilfe von einer Arbeitsleistung abhängig machen und die Organisation des Arbeitsdienstes in die Hände von [...] arbeitslosen Lehrern legen“ (Tagesspiegel 13.7.1996, S. 19).

ERMÄCHTIGUNGSGESETZ (übrigens ein Terminus mit langer parlamentarischer Gebrauchsgeschichte vor 1933): In Südtirol ging es 1999 um Zusatzrentenfonds für Selbstständige. Dazu lesen wir ganz sachlich: „Das Ermächtigungsgesetz für die Rentenfonds sieht neben gesamtstaatlichen Fonds auch kleinere Fonds vor“ (Dolomiten 12./13.6.1999, S. 5). Wir lernen daraus, dass wir in den deutschsprachigen Gebieten nicht überall bei denselben Wörtern zusammenzucken.

FREMDARBEITER: Aus einem Bericht des Mannheimer Morgen über den Gemüseanbau eines Landwirts in Ruchheim im vergangenen Jahr: „In jeder Saison

arbeiten [...] 92 Fremdarbeiter auf seinem Gut“ (MM 25.7.2006, S. 17).

JUNGVOLK: Über eine Vorstufe der Gesundheitsreform: „Alle sollen zufrieden werden: [...] das arbeitssuchende Jungvolk der Ärzte und Diplompsychologen, die chronisch Kranken und ihre Betreuer“ (Spiegel 10.3.1997, S. 50). Für „Jungvolk“, die alte Bezeichnung der Vorstufe der Hitlerjugend, gibt es heute überraschend viele Belege, die keinerlei historische Reflexion erkennen lassen.

VOLKSSCHÄDLING: Hier einmal ein Beleg aus der Schweizer Variante des Hochdeutschen. In der NZZ konnte man lesen: „Gerda Bachmann, CVP-Kandidatin für den zweiten Wahlgang der Regierungsratswahlen [...] wird [...] als ‚Arbeitsplatzkillerin‘ und ‚Volkschädling‘ verunglimpft“ (NZZ 20.6.1977, S. 6). Ist die Nazisprache bis in die Schweiz gedrungen?

VOLKSSTURM: „Christoph Daum [...] zeigt seiner müden Volkssturm-Truppe ein paar Tausendmarkscheine und brüllt: ‚Die wollen eure Prämie, eure Existenz‘“ (Zeitmagazin 20.6.1997, S. 6).

Formeln:

Als der Verfassungsrichter Udo Di Fabio im April 2007 den Anwälten der Bundesrepublik Deutschland im Gerichtssaal von Karlsruhe seine Frage nach den Zielen des Nato-Einsatzes in Afghanistan so formulierte: „Heute Afghanistan, und morgen die ganze Welt?“ (FAZ 19.4.2007, S. 3), dann werden zumindest die Älteren unter uns das Formelmuster aus dem Nazi-Liedschatz noch im Ohr gehabt haben. Die aufklärerische Tendenz der Äußerung Di Fabios ist ganz deutlich. Wenn aber heute immer wieder einmal die Parteihymne des NS-Staates, das vorhin bereits erwähnte Horst-Wessel-Lied, als ein jedem zumutbares Formelmuster benutzt wird, fragt man sich, ob dieser Textbezug wirklich schon salonfähig ist. Bis 1945 war das Lied in jedem deutschen Gymnasium wöchentlich mindestens einmal im Appell von allen Schülern gesungen worden. Es blieb deshalb auch den damals Jüngeren noch lange im Ohr. 1996 hat „ein deutscher Redakteur einen kritischen Israel-Artikel“ unter die Überschrift gesetzt „Die Augen zu und die Reihen fest geschlossen“. Das löste eine Diskussion aus. Kommentar des Tagesspiegels: „Die Berliner Republik entsteht in einer Übergangszeit: Zwischen jenen Neo-Normalen, denen ‚Reichsbedenkenträger‘ auf die Nerven gehen, und den Verfechtern des Betroffenheits-Primates müßten die künftig geltenden Tabus neu austariert werden“ (Tagesspiegel 7.5.1998, Kulturteil). Laut Berliner Zeitung kommentierte 1999 ein ARD-Redakteur einen Auftritt des PDS-Vorsitzenden Lothar

Bisky in Kuba mit dem Zitat „Die Fahnen hoch, die Reihen fest geschlossen“. Darauf folgten Proteste und Erklärungen. Der Redakteur behauptete, ja nur einen Antifamarsch von 1932 zitiert zu haben (es gab tatsächlich mehrere linke Umformungen des Naziliedes, z. B. eine spätere von Erich Weinert: „Die Fahnen hoch, die Reihen fest geschlossen! SA marschiert nach Rußland mit Siegheil“). Später gab der Redakteur zu, dass er die Antifa-Varianten erst nach dem Skandal kennengelernt habe. Der zuständige ARD-Chefredakteur wählte eine sanftere Verteidigungsstrategie, er bedauerte (wie wir heute), dass „geschichtliche Bildung unterzugehen drohe“ (Berliner Zeitung 5.1.1999, S. 16). Seinen ungebildeten Redakteur hat er aber wohl behalten.

Jetzt einige neuere Beispiele für das Weiterleben dieses Variationsmusters (ältere Belege in Schmidt 1997, S. 41 f. und Schmidt 1998, S. 104 f.; zu den allgemeineren Problemen der Formelvariation Schmidt 2000a). Der Vers-Auftakt immer in der Imperativpose des Originals:

- Die Preise hoch. Die Reihen fest geschlossen (Die Zeit 2006, Nr. 50, Wirtschaftskommentar),
- Die Gesinnung hoch, die Arme nicht geschlossen (eine Theaterkritik der FAZ über das Berliner Ensemble, 17.1.2003, S. 31),
- Mund zu und die Reihen fest geschlossen, das ist die Parole, die die CDU-Führung nach der Berlin-Wahl ausgab (Tagesspiegel 3.11.2001),
- Ruhe reinbringen, die Reihen fest geschlossen (Berliner Zeitung 19.11.2001, S. 3).

Weit besser bezeugt sind Zitierungen und Variationen ohne den Auftakt. Sie gelten als unverfänglicher, weil die offene Beziehung zur Nazi-Hymne dann in der Regel etwas verdeckt ist. Als allerdings Hans Barbier in der FAZ die Gewerkschaften mit dem Satz „Die Reihen fest geschlossen, IG Metall marschiert“ (Spiegel 16.6.1997, S. 102) herausforderte, war die Anspielung beabsichtigt. So auch, als es im Kulturteil des Tagesspiegels über einen österreichischen Debütantenball hieß: „Der Geiger stimmt die Tritschtratsch-Polka an, Debütantinnen stolpern in weißen Roben über die [Mozart-] Konfektkugeln. Dann wird aus dem huldvollen Schreiten plötzlich der ‚ruhig feste Tritt‘, die Reihen werden geschlossen auf dem Weg heim ins Reich. Anschluss. Marsch“ (Tagesspiegel 2.4.1999). Hier ist die Lust zu formulieren zur Beleidigung entgleist.

Jeder von uns mag selbst entscheiden, ob er sich erinnern will oder nicht und ob er anderen die Erinnerungslücke abnimmt, ob er sich also lieber „Reichs-

bedenkenträger“ schimpfen lässt oder „neo-normal“, wenn ihm nämlich jede Anspielung recht ist, solange sie nur Pfeffer in die Kommunikationsuppe bringt. Sprachhistoriker aber haben bei der Entscheidung zwischen Erinnerungsvermögen und Gedächtnisverlust eigentlich keine freie Wahl.

Bei Formulierungen wie „Amerikas Rechte hat ihre Reihen fest geschlossen“ (Tagesspiegel 4.9.2004) oder wenn ein SPD-Parlamentarier in der Bundestagsfraktion seiner Partei empfiehlt, „Die Reihen fest geschlossen“ zu halten (Tagesspiegel 2.3.2004), dürften die Textautoren, würden wir sie kritisieren, sich wohl verwundert die Augen reiben und sagen, sie hätten da weder was gewusst noch gemeint.

Es gibt andere Nazi-Losungen, mit denen wir heute noch viel bedenkenloser unsere Spiele treiben, obgleich deren alte Muster damals auch nicht ganz harmlos waren. Eine der wichtigsten Propagandaformeln war „Ein Volk, ein Reich, ein Führer“. Schauen wir auch auf ihr Nachleben (weitere Belege in Schmidt 1998, S. 104):

- Ein Volk! Ein Bund! Ein Kohl! (taz 29.11.1989, S. 1),
- Ein Volk, ein Staat, ein Recht (so Wolfgang Schäuble laut Tagesspiegel 30.9.1999, S. 4),
- Ein Volk! Ein Reich! Ein Euro! (Übersetzung einer britischen Anti-Euro-Losung, MM 4.7.2002, S. 4).

Das sind eindeutige Echoformeln. Gilt das, allgemein erkennbar, aber auch für die folgenden Parolen?:

- Ein Krieg, ein Sieg, ein Präsident (über Putins Wahlsieg, Tagesspiegel 21.12.1999, S. 3),
- Wir haben alle eine Taufe, einen Glauben, einen Gott (Dolomiten 30.5.2006, S. 22), oder
- Ein Wort, ein Satz, ein Sinn (über Computerunterricht, Tagesspiegel 4.11.1996).

Als letztes NS-Beispiel nenne ich eine Reihe von Variationen der Frage des Propagandaministers Joseph Goebbels vom 18. Februar 1943 im Berliner Sportpalast nach der Niederlage von Stalingrad: „Wollt ihr den totalen Krieg?“ Auch hier mischen sich Anwendungen, die sich kritisch geben, mit „neo-normalen“ (weitere Belege in Schmidt 1998, S. 104):

- Wollt ihr den totalen CDU-Staat? (Süddeutsche Zeitung 26.7.2004, S. 6),

- Wollt ihr das totale Fernsehen? (TV TODAY 1998, H. 7, S. 22),
- Wollt ihr den totalen Frieden? (FAZ 9.9.2006, S. 35),
- Wollt ihr die totale Liebe? (Tagesspiegel 10.2.1999, S. 29),
- Wollt ihr den totalen Schroeder? (Ostpreußenblatt 27.4.2002, S. 2).

Taburegeln für NS-Formeln, soweit es solche Tabus in der Bundesrepublik überhaupt gab (in der DDR waren ausschließlich kritische Zitierungen möglich), sind heute weitgehend außer Kraft. Immerhin bleibt interessant, dass die Musterformel aus dem Berliner Sportpalast keine andere Antwort zuließ als ein sinnloses, geheucheltes, verzweifertes oder zum gemeinsamen Untergang entschlossenes „Ja“. Die heutigen Variationen zielen dagegen ganz überwiegend auf ein entschlossenes „Nein“. Das ist ein Fortschritt. Sonst hätten wir ja vielleicht schon wieder einen „totalen Staat“ (egal welchen), den „totalen Schröder“ und das „totale Fernsehen“. Und wenn wir nun „Nein“ antworten, war dann diese Formulierung der Frage erlaubt?

## Das Erbe der DDR

Auch hier kann es nur um einige Musterstücke gehen. Die Formelsprache der DDR wurde westlich ihrer Grenzen zunächst von den meisten als bedrohlich, von wenigen als anregend empfunden. Später, als selbst Kurt Hager, der ideologische Wachmann im Politbüro der SED, sein System 1973 nicht mehr „sozialistisch“ nannte, sondern das einschränkende Epitheton „realsozialistisch“ erfand (Hartmut Zimmermann, DDR Handbuch, Köln <sup>3</sup>1985, S. 1177), verlor das SED-Regime gerade bei den Gebildeten unter seinen Verehrern auch in der Bundesrepublik viel von seinem Charme. Seitdem wurden die sprachlichen Versatzstücke des anderen Deutschland hier oft mit freundlichem Spott, selbst mit einer gewissen Heiterkeit zitiert und zunehmend variiert. Nur im eigenen Land, der DDR, standen sie in öffentlicher Sprache unter Variationsverbot, und ein mutwilliges Spiel mit den offiziellen Losungen wurde höchstens in den wenigen zugelassenen Kabaretts gereizt geduldet. Deswegen haben wir kaum Variationsbelege aus den DDR-Korpora. Ich kommentiere fünf Wörter, darunter sehr zweifelhafte Erbstücke, und einen Formelkomplex.

Wörter:

NASSZELLE: Wenn seit 1989 ost- und westdeutsches Sprachgefühl aneinandergeraten, liegt die Ursache ge-

legentlich darin, dass man die Herkunft unvertrauter Wörter zu schnell dem jeweils anderen zurechnet. Ein Beispiel dafür ist die „Nasszelle“. Als wir Berliner nach Mannheim kamen, wurden wir freundlich dafür verspottet, dass wir in unseren Berliner Wohnungen „Nasszellen“ gehabt hätten, sozusagen feuchte Gefängnisräume für den familiären Privatgebrauch. Manche von uns hatten das Wort allerdings noch nie gehört und nie selbst benutzt. Tatsächlich verstand das Bauwesen der DDR unter einer Nasszelle einen industriell vorgefertigten Baderaum, der mit dem Kran von oben in einen Plattenbau eingehängt werden konnte. Aber dasselbe Wort ist nach Ausweis der Korpora als bautechnischer Terminus längst auch den Bauleuten der Bundesrepublik vertraut gewesen, spielte jedoch in der Alltagssprache hier und dort lange keine Rolle. Lustig, wie es klang, stiftete man es nach seinem Auftauchen in der Öffentlichkeit gern den jeweiligen Brüdern und Schwestern. Ein früher Beleg lässt uns grübeln: „Aus der alten ‚Naßzelle‘ wurde ein Bade-Kabinett“ lesen wir schon in einem „Buch vom Wohnen“, Hamburg 1977 (DWDS). Die Frage nach dem Erfinder der Nasszelle muss ich deshalb vorläufig offenlassen.

ZIELSTELLUNG: Als besonders typisch für die offizielle wie für die private Sprache in der DDR und für die ihrer sprachlichen Erben gilt unter Kennern die Wendung „sich oder jemandem ein Ziel stellen“ und deren substantivische Zusammenbildung „Zielstellung“ statt der gewohnteren „Zielsetzung“. Belege für die verbale Fügung und für das Substantiv hatte schon das Bonner Zeitungskorpus (heute eingegangen in die IDS-Korpora von COSMAS II) nur für die DDR nachgewiesen. Auch das WDG hat die „Zielstellung“ als Neuprägung der DDR charakterisiert. Die besondere Vorliebe der DDR-Offiziellen und ihrer Partei für „Zielstellungen“ ist in den Korpora des IDS sehr gut bezeugt. Deshalb ist es durchaus verständlich, dass die These von der „Zielstellung“ als typischer DDR-Bildung aufkam. Die befragten Korpora und Wörterbücher gaben keine andere Auskunft. Das ändert sich erst jetzt durch die ganz vorzüglichen neuen Korpora in Mannheim und Berlin und auch durch die digitalisierte Fassung des Deutschen Wörterbuchs der Brüder Grimm. Das DWB belegt die verbale Fügung „ein Ziel stellen“ bereits bei Luther, bei Anton Ulrich von Braunschweig und in Goethes Faust II. Sachliche Grundlage für die Wendungen „sich oder jemandem ein Ziel stellen, ein Ziel setzen“ oder „ein Ziel stecken“ ist der im ganzen Sprachgebiet früh verbreitete Brauch des Scheibenschießens. Die Zielscheibe wurde „gestellt, gesetzt“ oder „gesteckt“. Wenn eine stabile Verb-Substantiv-Verbindung belegt werden kann, ist in der Regel die Substantivierung nicht weit. Als die Digitale Bibliothek herauskam, war die verbale Fügung

gung „sich oder jemandem ein Ziel stellen“ plötzlich u. a. auch bei Simon Dach, Barthold Hinrich Brockes, Ernst Moritz Arndt, Grillparzer, Annette von Droste Hülshoff, Schopenhauer, Gottfried Keller, Fontane und Rilke nachzuweisen (Digitale Bibliothek, Band 125: Deutsche Literatur von Luther bis Tucholsky. Berlin 2005). Und die Substantivierung „Zielstellung“ belegt uns nun das Berliner DWDS, das bisher leider nur das 20. Jahrhundert erfasst, seit dem Jahr 1914 und z. B. für das Jahr 1936 allein vier Mal bei dem Philosophen Edmund Husserl, also ist das Wort wohl kein verbaler Ausrutscher drittklassiger Autoren. Die Kollegen, die die „Zielstellung“ in Mannheim wie in Berlin für eine DDR-Bildung nach russischem Muster gehalten haben<sup>2</sup>, konnten, als sie es taten, diese Belege noch nicht einsehen. Eher trifft wohl das Gegenteil zu, dass nämlich das russische „postawit‘ zel“<sup>3</sup> schon längst der deutschen Formel nachgebildet worden war, vielleicht schon bald nach der Übernahme des aus dem Deutschen auch ins Russische entlehnten Substantivs<sup>3</sup> „Ziel“. Wie auch immer, die „Zielstellung“ hat im vereinten Deutschland ihr Glück gemacht. Am 11. Mai 2007 bot Google (mit allen Google-typischen Wiederholungen) schon 583.000 Textstellen an.

PLAST: „Plast“ und „Plaste“ sind auch außerhalb der Fachliteratur als wichtige Schibboleths der DDR-Sprache bekannt, während als bundesdeutsch und „normal“ das Lehnwort „Plastik“ gilt (vgl. Schmidt 2000b, S. 2031 f.). Aber auch diese Geschichte enthält kleine Überraschungen. In der Polymerchemie sind Wörter auf „-plast“ wie Aminoplast, Phenoplast, etwas später auch Duroplast und Thermoplast, mindestens seit den 40er Jahren und fachsprachlich bis heute gebräuchlich (vgl. Emil J. Fischer, Laboratoriumsbuch für die organischen Kunstmassen, Halle 1945, Register und DWDS). Noch älter und deshalb vertraut in Ost und West sind die Namen der Verbandsstoffe Leukoplast und Hansaplast (ab 1903 bzw. 1939 in DWDS). Den Sprung vom im wesentlichen fachsprachlichen terminalen Konfix zum freien Lexem „Plast“ oder „Plaste“ schaffte das Morphem in der Allgemeinsprache in der Mitte der 50er Jahre nur in der DDR (s. DWDS). Das WDG hat also mit der Angabe „Neuwort“ recht und Kinne/Strube-Edelmann (Kleines Wörterbuch des DDR-Wortschatzes, Düsseldorf 1980) haben noch mehr recht mit ihrer Angabe „Neuwort DDR“.

Für das Problem der Sprachspaltung müssen wir allerdings auch das Substantiv „das Plastik“ betrachten, vom WDG ebenfalls als Neuwort bezeichnet und mit einem einzigen Beleg aus dem Gesetzblatt der DDR von 1956 auf den ersten Blick etwas verwirrend lokalisiert. Die Bedeutung des neuen Substantivs war anfangs noch nicht stabil; etwa so: „Neuartiges Material,

technisch geformt unter Druck und/oder Hitze“. Bei diesem dem Englischen entlehnten Neutrum standen lange Zeit Schreibungen mit englischem „c“ und deutschem „k“ in Konkurrenz. Ganz vereinzelt werden sogar neben dem englischen „s“-Plural deutsche Plurale auf „-en“ versucht, nach dem Vorbild des homonymen Femininums, des Wortes für die künstlerische Plastik. Den derzeit ältesten Beleg für das Lehnwort liefert das DWDS, eine Verkaufsannonce von 1939 aus der nazistischen Damenzeitschrift „NS-Frauen-Warte“: „„Plastic“ – die plastische Struktur-Tapete“. Den nächsten Beleg (auf „k“ endend) bietet 1949 Victor Klemperer über eine Gesichtsoperation mittels eines Plastikeinsatzes. 1953 beginnt dann der Strom völlig eindeutiger Belege für Plastik als Kunststoff: Hermann Staudinger hatte 1953 den Chemie-Nobelpreis für seine Verdienste um „Plastik“-Kunststoffe (so in der übersetzten deutschen Würdigung; DWDS) bekommen. Die Faszination, die die neuen Materialien damals auch auf Poeten und Intellektuelle ausübten, beweisen Ost- und West-Belege wie die von Alexander Spoerl (1953), Wolfgang Koeppen (1953) und Ernst Bloch (zweimal im „Prinzip Hoffnung“ 1955) im DWDS. Mindestens bis 1965 bleibt „Plastik“ laut DWDS sogar Terminus in den Wirtschaftsplänen der DDR und ähnlichen dortigen Texten (Belege von 1956 [über ein sowjetisch-chinesisches Abkommen], 1959, 1962, 1963, 1964, 1965). Auch die Spaltung der schönen deutschen Plastik-Welt wurde erst in der späten Epoche der konsequenten Abgrenzungsversuche der DDR vollendet.

GROSSVIEHEINHEIT: Die Bildung „Großvieheinheit“ ist ein Musterbeispiel dafür, dass man die Erfindung bürokratischer, sozusagen seelenloser Bezeichnungen eher dem Nachbarn zutraut als den eigenen Leuten. Die FAZ zählte das Wort noch 1990, knapp 40 Jahre nach seinem ersten Auftreten, zu den besonders DDR-typischen Wörtern, sie kommentierte es unter Berufung auf Wolf Oschlies so: „Die DDR scheiterte auch an einer Sprache, die wissenschaftlich zu sein vorgab, aber nichts außer Kommunikationsstörungen zuwege brachte“ (FAZ 12.5.1990, S. 30). Das Scheitern macht uns heute fast alle froh, aber das Beispiel stimmt nicht, obwohl auch die taz in dasselbe Horn bläst. Dort wird 1995 eine „Gabriele“ mit den Worten zitiert: „Was ist schlecht an einer Kuh? Weshalb habt ihr DDR-Bürokraten das arme Tier ‚rauhfuttermessende Großvieheinheit‘ genannt?“ (taz 28.8.1995). Wenn die taz etwas später einen altbundesdeutschen Springreiter zitiert, klingt das ganz anders: „rauhfuttermessende Großvieheinheit“ nennt er seine Tiere liebevoll, seit diese Bezeichnung in den Kaufpapieren für eine neue Stute aufgetaucht war“ (taz 16.12.2000, S. 29).

Was steckt dahinter? Das Berliner DWDS und das Mannheimer System COSMAS II verfügen zur Zeit gemeinsam über 55 Belege: die seltenen älteren in Berlin, die schönen neuen in Mannheim. Die frühesten stehen 1953 in einem westfälischen Lehrwerk „Das Buch des Bauern“ (hg. von Friedrich Wilhelm Maier-Bode, Hilstrup 1953). Schon im Jahr 1959 übernahm der „Grüne Bericht“ der Bundesregierung die Bezeichnung, erst 1967 findet sich der erste der wenigen Belege aus der DDR. Interessanterweise bietet COSMAS II heute sehr viele Belege aus Österreich, wo Großvieheinheiten sogar auf Gebirgsalmen weiden. Aus Wien erfahren wir auch, dass die „rauhfuttermessende Großvieheinheit“ „terminologischer EU-Standard“ sei (Die Presse 15.6.1998). Die Messgröße „rauhfuttermessende Großvieheinheit“ (abgekürzt RGVE) ermöglicht z. B. örtlichen deutschen Wasser-satzungen die gerechte Verrechnung der ausgebrachten Gülle. Ein Pferd bringt 1,2 Großvieheinheiten, eine Milchkuh (von 500 kg) genau eine Großvieheinheit, ein Rind bzw. Bulle 0,75, eine Sau 0,33, ein Mastschwein 0,12, ein Schaf 0,1 und 500 Hühner gemeinsam 1 Großvieheinheit (Beitrags- und Gebührensatzung vom 24. März 1986 der Stadt Lichtenau in Nordrhein-Westfalen). Und in Bayern zahlt der Freistaat jedem Gülle-Bauern im Kulturlandwirtschaftsprogramm zurzeit 7,50 Euro als Ausgleich pro Großvieheinheit für „bodennahe Gülleausbringung“ (Mitteilung des Zentralverbandes der Deutschen Schweineproduktion in Bonn). Wegen der Wichtigkeit solcher Auskünfte und keineswegs als Beitrag zur binnendeutschen Sprachkritik bietet Google gegenwärtig etwa 1320 Seiten mit Auskünften über alles, was Großvieheinheiten für ihre Lebensvorsorge, für die Entsorgung und für die Statistik benötigen. Die dem normalen Landbewohner, anders als dem Statistiker, näherliegende Variante „rauhfuttermessende Großvieheinheit“ hat sich mittels COSMAS II übrigens nur ein einziges Mal finden lassen (in der flektierten Form „rauhfuttermessenden Großvieheinheiten“, Frankfurter Rundschau 7.5.1997). Das bestätigt wohl den Ursprung des Terminus am Schreibtisch europäischer Bürokraten in Bonn oder Brüssel und nicht im Ost- oder West-Stall. Wenn wir uns über die Herkunft des Wortes zu streiten aufhören, öffnen wir uns für neue Einsichten. Dann erkennen wir, nicht mehr der Mensch ist das Maß aller Dinge, sondern heute – ausgerechnet seit dem historischen November 1989 – hat die Großvieheinheit als Vergleichsinstanz auch anthropologische Qualität gewonnen: „Behördlich betrachtet, ist ein Mensch etwa das, was die Großvieheinheit für den EG-Landwirt bedeutet“ (taz 29.11.1989, S. 18).

Sie merken, auch ich bin froh, dass ich solchen (sicherlich fachsprachlich, aber nicht allgemeinsprach-

lich notwendigen) Wortschrott vor der sprachlichen Stalltür des ehemaligen Nachbarn abkippen darf. Aber vielleicht klingt uns ja die „Großvieheinheit“ nach diesen Erläuterungen sogar menschlicher als die „Seelsorgeeinheit“, die man seit ein paar Jahren immer wieder im Mannheimer Morgen findet (z. B. in dichter Folge 23.3., 2.4., 11.5. und 19.8.2005). Aber der Vergleich wäre unfair, denn die „Seelsorgeeinheit“ ist kein Messwert für unsere durchschnittliche Seelengröße, sondern dient ausschließlich der Zusammenfassung katholischer Parochialbezirke.

Jetzt zur KADERSCHMIEDE: Auch dieses Wort ist ein Beispiel für das lexikalische Nachleben des DDR-Wortschatzes, allerdings als Exportgut in ganz andere Textwelten. Ganz offensichtlich spielt dabei nicht die Nostalgie, sondern gerade der Hautgout mancher DDR-Wörter, also der Charme ihrer Verruchtheit, eine Rolle. Zum Undurchsichtigsten und oft Unangenehmsten, was das Leben des Werktätigen in der DDR zu bieten hatte, gehörten Kaderleitung, Kaderleiter, Kaderbeurteilungen, Kadergespräche und Kaderakten. Aber ausgerechnet die „Kaderschmiede“ zählt heute zu den Wörtern, die auf Journalisten einen besonderen Reiz ausüben. Dass Kader geschmiedet werden müssen, um revolutionär gestählt den Klassenkampf zu bestehen, wurde den Schülern in der DDR sehr früh durch die Lektüre eines sozialistischen Musterromans nahe gebracht, Nikolaj Ostrowskijs „Wie der Stahl gehärtet wurde“ (russisch: *Kak zakaljalas' stal'*, als Buch seit 1935). Den derzeit frühesten Beleg für „Kaderschmiede“ finden wir heute über das Berliner DWDS aber ausgerechnet in Theodor Eschenburgs „Staat und Gesellschaft in Deutschland“ (Stuttgart 1956, S. 338). Dudens großes deutsches Wörterbuch (Bd. 3, 1999, S. 2025) bringt uns erst für 1964 den ersten DDR-Beleg aus dem Neuen Deutschland. Das WDG hatte auf das keineswegs amtssprachliche Wort absichtlich oder aus Belegnot noch verzichtet, den frühesten Wörterbucheintrag aus der DDR, den ich kenne, liefert erst das große Deutsch-Russische Wörterbuch der Berliner Akademie im 2. Band (Berlin 1984): „Kaderschmiede *kusniza kadrow*“.

Hören Sie ein paar Zeugnisse für das erfolgreiche Nachleben des DDR-Wortes und für den erstaunlich guten Ruf moderner Kaderschmieden:

- Jetzt lernt er [Prinz William] in der Kaderschmiede „Eton“ (Berliner Zeitung 18.7.1996, S. 12),
- Betroffenheit in der Kaderschmiede der Bundeswehr (Tagesspiegel 9.12.1997, S. 2),
- An der [päpstlichen] Kaderschmiede [der Hoch-

schule vom Heiligen Kreuz] (Spiegel 7.12.1998, S. 166),

- Bildung und Entwicklung der „technischen Kaderschmiede BMW“ (FAZ 20.4.2004, S. 8),
- Der [Potsdamer] Kaiserbahnhof wird zur Kaderschmiede [der Bahn] (NZZ 30.9.2005).

Nach den Kaderschmieden englischer Elite-Universitäten, der Bundeswehr, der Deutschen Bahn, des Vatikans und des Münchener Edel-Auto-Werks wäre es längst eine sehr zu wünschende Anerkennung, wenn im „Land der Ideen“ auch das IDS einmal eine „linguistische Kaderschmiede“ genannt werden dürfte. COSMAS II belegt uns inzwischen sogar mehrfach die beiden nomina actorum „Kaderschmied“ und „Kaderschmiedin“, die man in Festreden dann ganz passend den verantwortlichen Direktoren zuerkennen könnte, geschlechtsspezifisch also, wie es die Zukunft bringen mag.

Formeln:

Nun soll hier nur noch eine der erfolgreichsten Variationsmustergruppen aus DDR-Zeiten genannt werden, die aus der Titelformulierung, aus dem Lied, das in der Bundesrepublik in alten Zeiten als die „Becherhymne“ nicht gerade bekannt, aber verpönt war und dessen Text in der DDR zwar „Nationalhymne“ genannt, aber seit den siebziger Jahren weder gedruckt, noch den Schülern beigebracht, noch gar gesungen werden durfte. Heute stehen Versatzstücke aus der ersten Strophe auf der Hitliste der beliebtesten Formulierungsmuster: „Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt, lass uns dir zum Guten dienen, Deutschland, einig Vaterland“. Dass sich heute niemand mehr der Zitierung dieses Textes schämt, bezeugen Buchtitel, die die erste Strophe brüderlich unter sich aufteilen: Dieter Zimmer: Auferstanden aus Ruinen (Stuttgart 1989), Wolfgang Schäuble: Und der Zukunft zugewandt (Berlin 1994), Willy Wimmer (seinerzeit Verteidigungsstaatssekretär): Lass uns dir zum Guten dienen (Neuss 1992), Hellmut Diwald: Deutschland einig Vaterland (Berlin 1990). Bechers Text hat ganz offensichtlich poetische Substanz und politischen Reiz.

Hören Sie eine Auswahl von Formulierungen einer sehr gut belegten Variationsreihe und genießen Sie die Findigkeit deutscher Variationskünstler (weitere Belege und Stellennachweise in Schmidt 1997, S. 42):

- Auferstehen aus Ruinen; Auferstehung aus Ruinen; Auferstehung der Ruine; Keine Auferstehung aus Ruinen; Wiederauferstanden aus Ruinen; Wieder-

auferstehung aus Ruinen; Auferstanden als Ruine; Auferstanden in Ruinen; Auferstanden zur Ruine; Aufstieg aus Ruinen; Aufbau, Aufgeschwungen, Aufgejubelt aus Ruinen; Abgestanden in Ruinen; Aufgestanden vor Ruinen; Ausgewiesen in Ruinen; Vorgezeichnet aus Ruinen.

- Auferstanden aus der Ächtung, aus Affären, aus Archiven, aus Doktrinen, aus Erinnerungen, aus den Fluten, aus Indizien, aus den Katakomben des Sozialismus, aus dem Klassizismus, aus Lagunen, aus dem Nichts, aus dem Papierkorb, aus Recordern, aus Taubenkot, aus Tresoren, aus Trümmern.

Wie haben wir das alles nur ausdrücken können, bevor wir die Hilfe Johannes R. Bechers, des expressionistischen Poeten und Kulturministers der DDR, in Anspruch nehmen konnten?

Die Variationsmühen haben geringeren Erfolg bei den übrigen Zeilen, aber die Gelegenheit zur Vaterlandsbeschimpfung als einer beliebten Variante der Publikumsbeschimpfung anhand der vierten Zeile „Deutschland, einig Vaterland“ haben sich viele Sprachkünstler nicht entgehen lassen, und ich will Ihnen die Früchte dieser Bemühungen nicht unterschlagen. Hier merkt man dann doch, dass das Lied keine rechtlich geschützte Hymne ist, sondern selbst eine Versruine, die ohne Furcht vor Bestrafung wegen Verhöhnung hoher Symbole ausgeschlachtet werden kann, nun nicht zur Beschimpfung der DDR, sondern der Bundesrepublik:

- Deutschland einig Feindesland, einig Guildoland, einig Katerland, einig Köterland, einig Narrenhaus, einig Memmenland, einig Schnäppchenland, einig Steuersünderland, kleinlich Vaterland, einig Zuckerland.

Das klingt wie die Summe journalistischer Selbsterfahrungen.

## Schluss

Kommen wir zum Schluss. Die besonderen Wortschätze der NS-Zeit und der DDR leben natürlich in vielen älteren Texten fort, soweit diese Texte noch gelesen werden. Die Abwandlung historischer Lexeme und Formeln in heutigen Texten kann Anhänglichkeit, Nostalgie, sachliche Auseinandersetzung, Kritik oder bloße Lust an der Verfremdung, an der Anspielung, am sprachlichen Rätsel, also am Zitier- und Variationspiel, aber auch Freude über die Brauchbarkeit interessanter Fundstücke ausdrücken. Der Erfolg des Einsatzes solcher Fundstücke hängt immer davon ab, ob das Sprachgedächtnis der Leser oder Hörer mitmacht



oder nicht. Die Sprache selbst ist weder moralisch noch unmoralisch. Ob wir, die Sprecher und Hörer, es sind, zeigt sich manchmal auch an unseren Ausdrucksweisen, aber darauf ist kein Verlass.

Und was unsere Erinnerungsfähigkeit und unser Verantwortungsgefühl betrifft: Den jeweils selbst erlebten Teil der deutschen Geschichte als Teil einer gemeinsamen deutschen Geschichte zu akzeptieren, also z. B. auch die DDR zu „Deutschland“ zu rechnen und gedanklich einzubeziehen, wenn rückschauend von „Deutschland“ zwischen 1945 und 1990 die Rede ist, fällt vielen noch immer sehr schwer, ganz unabhängig von rechten oder linken Positionen und auch von der eigenen politischen Ost- oder Westerschaft.



Der Institutsdirektor, Prof. Dr. Dr. h.c. Ludwig M. Eichinger (links) gratuliert seinem Vorgänger, Prof. Dr. Gerhard Stickel zum 70. Geburtstag.

Mit der deutschen Sprache aber ist es trotz mancher Unkenrufe offenbar viel einfacher. Sie überbrückt interne Verschiedenheiten ohne große Mühe. Sie lebt gerade auch vom gegenseitigen Interesse für Varianten und Variation. Zwar behält jeder von uns seinen sprachlichen Stallgeruch, aber wir treiben unsere Sprachspiele längst gemeinsam und bedienen uns über alte Grenzen hinweg an einem überaus reichen Material. Diese sprachlichen Mittel kommen aus allen Erfahrungsbereichen unseres Lebens und wachsen längst zusammen, ob sie nun früher schon zusammenpassten oder nicht. Gert Stickel hat als eines der überraschenden Ergebnisse einer von ihm veranlassten großen Ost/West-Sprach-Umfrage hervorgehoben<sup>4</sup>, dass es zwischen Ost und West heute keine zunehmende Sprachskepsis gebe. Ich möchte diese beruhigende Erkenntnis durch den Hinweis ergänzen, dass die spielerische Pflege oder Übernahme sprachlicher Erbstücke der DDR in Ost und West ganz offensichtlich sogar ihren besonderen Reiz haben kann.

Den damals Verantwortlichen dürfen noch einmal alle die danken, denen nach der Abwicklung des Berliner ZISW hier in Mannheim seit 1992 die Arbeit an wichtigen sprachwissenschaftlichen Projekten des IDS ermöglicht wurde. Sie haben die Mannheimer Liberalität schätzen gelernt. Und was das diesjährige Angebot von Berlinern in den Mannheimer Bäckerläden betrifft, das fiel noch günstiger aus als 1992. Es hieß: „Endlich gehts wieder los: Berliner, besonders lecker gefüllt. Nimm drei, zahl zwei!“

#### Anmerkungen

\* Der Vortragstil wurde beibehalten.

- <sup>1</sup> Alle Belege dieser und ähnlicher summarisch zusammengefassten Reihen stammen aus zeitgenössischen Zeitungen. Auf die Stellenangaben wird hier aus Platzgründen verzichtet, wenn gleichartige Belege in den Berliner und Mannheimer digitalen Korpora DWDS und COSMAS II in großer Zahl zur Verfügung stehen und leicht zu ermitteln sind. Bei vielen zusätzlichen Belegsammlungen haben vor allem Kollegen aus dem IDS geholfen, am „nachhaltigsten“ Gabriele Hoppe.
- <sup>2</sup> Vgl. Günter Dietrich Schmidt: Zielstellung. Zu Gebrauch und Herkunft eines DDR-spezifischen Wortes. In: Muttersprache, Bd. 97, 1987, S. 37-41. Klaus-Dieter Ludwig: Von der „Zielsetzung“ zur „Zielstellung“ und zurück. Vorwendewortschatz in Vorwende- und Nachwendewörterbüchern. In: Ruth Reiher / Antje Baumann (Hg.): Mit gespaltener Zunge. Die deutsche Sprache nach dem Fall der Mauer. Berlin 2000, S. 55-72.
- <sup>3</sup> Max Vasmer: Russisches Etymologisches Wörterbuch. Heidelberg 1953-58, 3 Bände, s. Bd. 3, S. 288.
- <sup>4</sup> Gerhard Stickel: Was West- und Ostdeutsche sprachlich voneinander halten. In: Reiher / Baumann (s. Anm. 2), S. 6-29 (bes. S. 21).

#### Abkürzungen und Literatur

(Angegeben werden hier nur solche Werke und Projekte, die im Text nicht ausreichend gekennzeichnet sind.)

Abkürzungen von Zeitungstiteln: FAZ (Frankfurter Allgemeine Zeitung); MM (Mannheimer Morgen); ND (Neues Deutschland); NZZ (Neue Zürcher Zeitung); taz (tageszeitung/Berliner Ausgabe)

Büchmann: Der neue Büchmann, Geflügelte Worte. Bearbeitet von Eberhard Urban. Niedernhausen 1994.

COSMAS II: Korpusrecherche- und -analysesystem des Instituts für Deutsche Sprache Mannheim. <[www.ids-mannheim.de/cosmas2/](http://www.ids-mannheim.de/cosmas2/)>

<sup>1</sup>DWB: Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch. Leipzig 1854-1971, XI Teile und Quellenverzeichnis in 33 Bänden. [Erstbearbeitung]

<sup>2</sup>DWB: Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch. Neubearbeitung. Band 1 ff., Leipzig 1983 ff.

DWDS: Digitales Wörterbuch der Deutschen Sprache der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. <[www.dwds.de](http://www.dwds.de)>

GWB: Goethe-Wörterbuch. Band 1 ff., Stuttgart / Berlin / Köln / Mainz 1978 ff.

Schmidt 1997: Hartmut Schmidt, Real existierende Formelvariation. In: Linguistische Theorie und lexikographische Praxis. Hg. von Klaus-Peter Konerding und Andrea Lehr. Tübingen 1997 (Lexicographica Series Maior, 82), S. 33-50.

Schmidt 1998: Ders., Traditionen des Formulierens. In: Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte. Hg.

von Heidrun Kämper und Hartmut Schmidt. Berlin, New York 1998 (IDS Jahrbuch 1997), S. 86-117.

Schmidt 2000a: Ders., Sechzig Jahre und kein bißchen weise – wenn das Klaus-Dieter wüßte. Ein Einstieg in die Probleme der Formelvariation. In: Lexikologisch-lexikographische Aspekte der deutschen Gegenwartssprache. Hg. von Undine Kramer. Tübingen 2000 (Lexicographica Series Maior, 101), S. 97-123.

Schmidt 2000b: Ders., Entwicklung und Formen des offiziellen Sprachgebrauchs der ehemaligen DDR. In: Handbuch Sprachgeschichte, 2. Teilband. Berlin / New York 2000, S. 2016-2037.

WDG: Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Hg. von Ruth Klappenbach und Wolfgang Steinitz. Berlin 1964-1977. 6 Bände.

Wigard: Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der deutschen constituirenden Nationalversammlung in Frankfurt am Main. Hg. von Franz Wigard. Frankfurt/M. 1848-1849, 9 Bände (durchpaginiert).

Der Autor war wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut für Deutsche Sprache in Mannheim und Leiter der Abteilung Lexik.

Fotos: A. Trabold